

## Prolog – Warum Mozart nicht reich werden konnte

**Im Mannheim des zu Ende gehenden Jahres 1777 kommt es zu einer interessanten Begegnung des 21-jährigen Wolfgang Amadeus Mozart mit dem 44-jährigen Christoph Martin Wieland, der aus Weimar zu den Proben seiner Oper Rosamunde mit der Musik von Schweizer, seinem bevorzugten Komponisten, in die kurpfälzische Residenzstadt gekommen war.**

Mozart schreibt darüber: „der herr wieland ist, nachdem er mich nun 2 mahl gehört hat, ganz bezaubert, er sagte das letzte Mal nach allen möglichen lobsprüchen zu mir: es ist ein rechtes glück für mich, dass ich sie hier angetroffen habe, und druckte mich bey der hand.“

Was hat diese Begegnung des Salzburger Musikgenies, dessen 250. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern, mit dem größten Sohn unserer Stadt Biberach, mit unserer gemeinsamen Tagung von Kreissparkasse und Gesellschaft für Heimatpflege zu tun? Selbstverständlich mit dem gesunden Lokalpatriotismus, den wir hier in Biberach pflegen. Bei näherem Hinsehen erkennen wir aber zwei bedeutende Kulturschaffende des 18. Jahrhunderts auf Reisen, fernab von ihren Geburtsorten und ihr künstlerisches Glück versuchend.

Mozart war im neuen Berufsbild des freischaffenden Künstlers als Virtuose und Komponist auf Aufträge von meist adeligen Gönnern angewiesen. Sowohl auf seinen zahlreichen Reisen als junges Wunderkind wie später als gereifte Künstlerpersönlichkeit bewegte er sich – mit Ausnahme von Rom und Paris, die damals einen kulturellen Sonderstatus genossen – in den Grenzen des zu Ende gehenden Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Diese große gesellschaftliche, kulturelle und politische Einheit war für Mozart wie Wieland gelebte Selbstverständlichkeit. Mozarts Don Giovanni ist keine böhmische Oper und Idomeo kein bayerischer Sonderweg. Einige Jahrzehnte später entdecken wir in Dvořáks Rousalka das Böhmische und in Richard Wagners Nibelungen Deutschnationales. Dazwischen muss sich einiges ereignet haben! Oder haben sich nur unsere Deutungsperspektiven verwandelt?

### Begrüßung

Meine sehr geehrte Damen und Herren, Ihr zahlreiches Erscheinen, mit einer für uns fast unvorstellbaren Zahl von über 200 Anmeldungen zu unseren beiden Veranstaltungstagen, sehen wir als hohe Ehre

an. Ihr Kommen bestätigt uns Veranstalter, die Gesellschaft für Heimatpflege in Stadt und Landkreis Biberach und die Kreissparkasse Biberach, in der Wahl des Generalthemas unserer Tagung. So wie auf wissenschaftlich ausgerichteten Veranstaltungen üblich, darf ich Sie alle ohne Heraushebung einzelner Persönlichkeiten heute Abend ganz herzlich willkommen heißen. Ich verspreche Ihnen, Sie werden Ihr Kommen nicht bereuen.

Diese Tagung reiht sich nahtlos in die lose Reihe von Veranstaltungen zu historischen Themen. Besonders erwähnen möchte ich die beiden Vorgängerveranstaltungen, über die Säkularisation im Jahre 2002 und die wirtschafts- sowie sozialgeschichtlich ausgerichtete Tagung anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Kreissparkasse Biberach im Jahr 2003. Unsere heutige Tagung mit dem Generalthema „Oberschwaben, Österreich und das Reich“ geht in ihrem Entwurf, in der Auswahl der Referenten und den Schwerpunkten auf den Schriftleiter unserer „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Biberach“, Herrn Dr. Kurt Diemer, zurück. Er hat sich auch nimmermüde um die Gewinnung so hervorragender Referenten verdient gemacht.

In unserer Mitte darf ich Sie, sehr geehrter Herr Professor Anton Schindling aus Tübingen, ganz herzlich willkommen heißen. Sie werden ja nachher den für uns als geschichtsinteressierte Zeitgenossen eher grundsätzlichen und methodologischen Vortrag unter dem Thema „Das Alte Reich zwischen Vergessen und Erinnern 1806 bis 2006“ halten.

Morgen freuen wir uns auf Beiträge, die zeitlich weiter zurückgreifen und die vielfältigen und langjährigen sachlichen wie persönlichen Bezüge unserer Landschaft zu Österreich und dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation aufzeigen. Dazu begrüße ich Sie, sehr geehrter Herr Professor Dr. Alois Niederstätter aus Bregenz, Herr Professor Dr. Karl-Heinz Braun aus Linz, Herr Professor Dr. Harm Klüeting aus Köln, sowie Sie, sehr geehrter Herr Dr. Franz Brendle, und Sie, verehrte Frau Dr. Márta Fata, als Referenten des morgigen Nachmittags. Leider erhielten wir erst vorgestern die Absage von Herrn Generaldirektor Professor Dr. Lorenz Mikoletzky aus Wien, die wir sehr bedauern. Die Referenten wird Ihnen Herr Dr. Diemer vor den einzelnen Beiträgen im Näheren noch vorstellen.

Selbstverständlich werden auch Sie zu Wort kommen. Dazu besteht morgen früh und morgen Nach-

mittag ausgiebig Gelegenheit. Wir möchten mit Ihnen, unserem geschätzten Publikum, in einen fruchtbaren Austausch treten. Verständnis für Geschichte und die Fähigkeit zu ihrer Deutung sind meiner Überzeugung nach gerade heute wichtige kulturelle Grundfähigkeiten, um in einer medien- und damit fremdmeinungsbeherrschten Gesellschaft einen eigenen unabhängigen Stand- und Ruhepunkt zu finden.

Daher haben wir uns entschlossen, die Beiträge in einem Sonderheft unserer „Heimatkundlichen Blätter“ zu publizieren. Davon profitieren unsere Mitglieder in besonderer Weise, erhalten Sie das zusätzliche Heft doch kostenlos. Ich darf diese Gelegenheit auch benutzen, nochmals intensiv für die Mitgliedschaft in unserer doch sehr rührigen Gesellschaft zu werben. An der Veröffentlichung interessierte Nichtmitglieder mögen sich in die am Infotisch ausgelegte Liste eintragen. Wir werden Ihnen dann das Heft über diese Veranstaltung zusenden.

Bereits in meiner Begrüßung darf ich ein herzliches Dankeschön an die zahlreichen Helferinnen und Helfer aus der Mitarbeiterschaft der Kreissparkasse Biberach einflechten, die Ihnen heute und morgen eine angenehme und gastfreundliche Atmosphäre anbieten möchten. Ohne ihren hohen persönlichen Einsatz und die großzügige finanzielle Unterstützung des Hausherrn, der Kreissparkasse Biberach, wäre diese Tagung so nicht durchführbar gewesen. Ihnen – liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kreissparkasse Biberach – gilt daher mein ganz warmer und sehr persönlich herzlicher Dank, den ich mir auch im Namen des Auditoriums Ihnen auszusprechen erlaube.

### ... warum Mozart nicht reich werden konnte (Teil 2)

Sie erlauben mir, dass ich mich wieder an Mozarts Reiseschuhe hefte und aus seinen Erlebnissen berichte. Denn ich bin Ihnen ja noch eine Erklärung schuldig, warum Mozart nicht reich werden konnte.

Wenige Tage nach seiner vorweihnachtlichen Begegnung mit Wieland, von der Wieland noch schwärmend wie beeindruckend seinen Wiener Freunden schreibt, er bekenne, „in Mannheim ein ganz anderes Licht, als er jemals gehabt, in der Musick erlangt zu haben“ (das wär's doch für uns Biberacher Gemüter gewesen: Die Geschichtsschreibung notiert: Wenige Jahre später arbeiten Wieland als Texter und Mozart als Komponist in Wien Hand in Hand), erfährt Mozart ein Missgeschick, mit dem er in seinem Leben wie-

derholt nicht umzugehen versteht. Mannheims goldene Epoche erlischt. Karl Theodor, der Sonnenkönig der Kurpfalz, zieht mit seinem ganzen Hofstaat nach München. Aus ist's mit der Hoffnung auf eine Kapellmeisterstelle mit wahrlich fürstlichem Salär bei Hofe. Das Musikgenie muss mit seiner Profession eines freien Künstlers fertig werden. Doch ehrlich hinterfragt: Waren die Zeiten auch bei Hofe damals so golden?

Doch lassen wir Mozart selbst zu Wort kommen. In seinem Brief vom 7. März 1778, den ich Ihnen gerade im Jubeljahr in voller Länge nicht vorenthalten will und den er als Antwort an seinen Vater Leopold richtet, der verzweifelt aus Salzburg versucht, den in Aloysia Weber so hoffnungslos verknallten Sohn einigermaßen in seinem Karriereplan zu halten, schreibt Mozart:

„Monsieur, mon très cher Père!

Nach Gott kommt gleich der Papa; das war als ein Kind mein Wahlspruch oder Axioma, und bey dem bleib ich auch noch. Sie haben freylich recht wenn sie sagen: lernts was, so könnt's was. Nun muß ich Ihnen aber sagen, dass ich so erschrocken war, und mir die Thränen in die Augen kamen, als ich in ihren letzten Brief laß, dass sie so schlecht gekleidet daher gehen müssen. Mein allerliebster Papa! Meine Schuld ist dies gewiss nicht – das wissen sie. Wir sparen hier so viel es möglich ist. Kost und Logement, Holz und Licht, hat uns hier nichts gekostet, das ist alles was zu begehren ist. In Kleidung wissen sie ja, dass man in fremden Orten nicht schlecht gehen kann. Es muß allzeit ein wenig exterieur seyn. Ich habe nun meine ganze Hoffnung nach Paris. Dann die teutschen Fürsten sind all Knicker. Ich werde nach allen meinen Kräften arbeiten, um bald das Vergnügen zu haben, ihnen aus den dormaligen betrübten Umständen heraus zu helfen. Adieu. Ich küsse ihnen 100 000mal die Hände und bin dero gehorsamster Sohn Wolfgang Amadé Mozart.“

Der Brief bietet einen höchst interessanten Einblick in das Seelenleben und Wunschdenken eines exaltierten Twen und ist eine wahre Fundgrube für historisch interessierte Wüschelrutengänger, die nicht nur nach Akten, sondern auch die Psychologie mit in ihre Überlegungen einbeziehen. Die hingeworfene Behauptung, alle deutschen Fürsten seien von sich aus Entenklemmer, ist nach meiner Sicht der Dinge einer der fatalsten und folgenreichsten Fehleinschätzungen Mozarts. Er erkennt die damalige Situation generell. Er nimmt gar nicht wahr, dass die finan-



*Benjamin Franklin, 1777.*

ziellen Ressourcen im zu Ende gehenden Alten Reich – dem Hauptbetrachtungsgegenstand – total ausgelaugt waren. Die aufreibenden kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Preußen und Österreich über fast drei Jahrzehnte (1740–1763), in den beiden Schlesischen Kriegen wie auch später im Siebenjährigen Krieg, zeigten ihre fatalen späten Folgen. Ein auf eine agrarische Basis sich stützendes Wirtschaftssystem mit kameralistischen Zügen sowohl in Österreich wie Preußen konnte nicht mehr die Ressourcen zur Verfügung stellen, die erforderlich gewesen wären, den Reichsverband mit seinen langwierigen Entscheidungsmechanismen und seinen unter ganz anderen Voraussetzungen geschaffenen Institutionen überlebensfähig in die Zukunft zu führen. Auch wenn die deutschen Fürsten gewollt hätten: für Spitzengagen für das sich neu entwickelnde Berufsbild des freien Künstlers gab es keine vernünftige wirtschaftliche Grundlage. In den frei verfügbaren Kulturbudgets herrschte Ebbe. Und das wohlhabende Bürgertum in nennenswertem Maßstab gab es zu Mozarts Zeiten im Alten Reich noch nicht.

⊖ Voller Neid schauten die deutschen Aristokraten zu ihren Kollegen nach Frankreich, die ihre Verschwendungssucht in Paris demonstrativ zur Schau trugen und dafür wenige Jahre später den Gang zur Guillotine antreten durften.



*Wolfgang Amadeus Mozart im Juli 1778 in Paris. Kreidezeichnung von A. de Saint-Aubin.*

Es ist verblüffend, was wir aus so simplen Ereignissen des Mozart'schen Alltagslebens lernen können. Im Gegensatz zu dem offensichtlich sozial ziemlich unsensiblen Sohn erkennen wir aus der Korrespondenz und auch seinem Verhalten in Leopold Mozart einen gesellschaftlich und politisch sehr wachen Geist.

Dies alles berührt unseren hoffnungsvollen Kompositenur wenig. Am 23. März 1778 in Paris angekommen, stürzt sich Mozart, ausgestattet mit zahlungskräftigen Empfehlungen, an erster Stelle der des kurpfälzischen Botschafters in Paris, Reichsgraf von Sickingen, ins Musikleben der französischen Aristokratie, und das insgesamt mit großem Erfolg bei seiner Anerkennung wie auch im Finanziellen. Doch wie gewonnen, so zerronnen. Mozart kommt im vorrevolutionären Paris auf keinen grünen Zweig. Maßlose Verschwendung durch die Hocharistokratie, Günstlingswirtschaft und daraus resultierende Verelendung des Volkes gehören nicht reflektiert zu seinem selbstverständlichen Lebensalltag. Sein Vater Leopold macht ihn aufmerksam auf einen wichtigen Mann, mit dem er Kontakt aufnehmen soll, „nun wirst du den amerikanischen Minister H. Dr. Franklin sehen. Frankreich erkennt 13 Amerikanischen Provinzen für ohnabhängig, und hat mit ihnen tracktaten geschlossen“, schreibt Leopold Mozart, der mit Interesse alle politischen Bewegungen verfolgt. Den Sohn kümmert der exotische, mit Biberfellmütze statt Perücke auftretende Franklin, der zum Stargast der gesellschaftlichen Zirkel von Paris avanciert, herzlich wenig. Eine Be-

gegnung der beiden ist nicht erwähnt. Sie war für den musikalischen Jungstar mit seinem exzentrisch modischen Auftreten keiner Briefzeile wert. Dass die beiden sich nicht gesehen haben, ist eigentlich gar nicht möglich. Sicher sind sie sich einmal bei einer Soiree begegnet und sind – ich nehme es einfach an – von ihrem charmanten Gastgeber, dem Duc de Chabot, miteinander bekannt gemacht worden. Die Unterhaltung dieser beiden so gegensätzlichen Persönlichkeiten des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist eines längeren Lauschens wert.

Chabot: „Sir Franklin, es ist mir eine ganz besondere Ehre, Sie heute in meinem Hause begrüßen zu dürfen und Ihnen einen geschätzten jungen Herren mit außerordentlichem musikalischen Talent vorzustellen, Herrn Wolfgang Amadé Mozart, aus Salzburg, nahe dem Land unserer Königin Marie Antoinette. Er wird heute abend auf dem Klavier seine Virtuosität uns vorstellen.“

Die drei Herren verbeugen sich höflich voreinander, Franklin sehr ungelentk und mit einem verdrückten Lächeln.

Franklin: „Duc, Ihre Einladung an mich zu diesem Abend sehe ich als eine hohe persönliche Ehre an, nicht minder jedoch auch als ein Zeichen der Zuneigung und Wertschätzung des Königs von Frankreich zu den seit fast zwei Jahren um ihre Unabhängigkeit kämpfenden 13 Staaten, die sich zur Föderation der Vereinigten Staaten von Amerika zusammengeschlossen haben. Präsident Washington hat mich beauftragt, bei unseren französischen Freunden alles zu unternehmen, damit unsere Menschen in freier Selbstbestimmung und ohne Gängelung durch die verhassten Rottröcke, die es lediglich auf die Ausbeutung unseres fruchtbaren Landes abgesehen haben, leben können. Geschätzter Duc de Chabot, nehmen Sie es mir ab, mit 71 Jahren tut man sich nicht eine solche strapaziöse Reise an, wenn nicht dringend Handlungsbedarf besteht. Aber das wissen Sie ja selbst. Wenn die Engländer in ihrer Unersättlichkeit uns wieder unter ihre Knute gebracht haben, geht's gegen Frankreich. Ihre Baumwollplantagen in Louisiana und ihr Zuckeranbau in der Karibik wären verloren, ganz zu schweigen von den Handelseinkünften ihrer Kompanien im Norden unseres Kontinents. Wie ich gehört habe, sind Sie, verehrter Duc, ja dank ihrer außerordentlichen Verdienste für ein starkes Frankreich vom König verdientermaßen mit großen Zucker-Plantagen in Amerika ausgestattet werden. Auch danke ich Ihnen ganz

besonders, dass Sie sich für eine Audienz bei Seiner Majestät eingesetzt haben, die, wie ich vernahm, bereits kommende Woche stattfinden soll.“

Chabot: „Sirs, Sie werden entschuldigen, dass ich mich um die vielen anderen Gäste unserer Soiree zu kümmern habe; doch wäre ich zu gerne noch dabei, wenn Sie beiden sich näher bekannt gemacht haben: da ein Genie der Musik und dort ein Mann der Tat. Ein Amerikaner in Paris – man möchte fast eine Komposition daraus machen, lieber Amadé Mozart.“

Chabot widmet sich seinen Gästen.

Mozart etwas verlegen zum burschikos sich gebärdenden Franklin:

„Monsieur, gestatten Sie mir eine Frage: Seit kurzem halte ich mich hier in Paris auf, werde von Haus zu Haus weiterempfohlen, erfahre viele Versprechungen für große Kompositionsaufträge, verkehre auf Festabenden, auf denen das Geld keine Rolle spielt, aber wenn es tatsächlich an's Eingemachte geht – Sie verstehen was ich meine, schließlich muss auch ein sparsamer Künstler seinen Unterhalt verdienen –, laufe ich regelrecht an die Wand.“

Franklin nimmt den jungen Mozart zur Seite: „Jetzt will ich Ihnen einmal etwas sagen. Wir beide sind ja hier Außenseiter, jeder auf seine Art. Sie brauchen diese dekadenten Aristokraten für den Verkauf Ihrer Musik. Offensichtlich kommt Ihre Arbeit hier gut an. Aber merken Sie sich, man liebt und schätzt sie nicht als Künstler, sondern lediglich als Mann für interessanten Zeitvertreib. Tut mir leid, wenn ich dies Ihnen sagen muss. Aber ich meine es ehrlich. Und ich weiß, wovon ich rede. Ich habe keine Schule besucht, mir also alles selbst beigebracht. Meine Vorfahren wären unter der Herrschaft der Engländer in Irland verhungert, wenn sie sich nicht für die Auswanderung entschieden hätten. Was sich durchbeißen heißt, weiß ich. Doch Sie können heute viel erreichen, Sie müssen es nur ernsthaft wollen. Hier in Europa gibt's keinen Blumentopf mehr zu gewinnen. Die französische Herrschaft steht vor dem Zusammenbruch. Schauen Sie doch auf die zerrütteten Finanzen. Doch das scheint der hier herrschenden Klasse gar nichts auszumachen. Wenn sie nicht die Millionen von Negerklaven hätten, die auf ihren Farmen in der Karibik und in Louisiana schufteten, Baumwolle und Zucker herstellen und Gewürze ernten, und die Indianer, die in den Weiten unseres unermesslichen Kontinents die Pelztiere jagen, die hier für teures Geld verkauft werden, was meinen Sie, ob Sie hier noch überhaupt ei-

nen Finger auf Ihr geliebtes Fortepiano setzen könnten. Fiel Ihnen eigentlich nicht das Elend in den Straßen dieser Stadt auf? Der Gegensatz von Arm und Reich ist doch schwindelerregend. Und Arbeit gibt's doch genügend, aber offensichtlich steht den Menschen der Sinn nicht nach Arbeit. In Amerika ist sicher nicht alles Gold, was glänzt, aber ich kann Ihnen sagen, wenn wir die Bedrohungen durch die verdammten Rotröcke einmal abgewehrt haben, sind wir nicht mehr zu bremsen.

■ Diese Günstlingswirtschaft hier hat bald einmal ein Ende. Ich bin hier nur, um den Leuten zu gefallen. Irgendwie passe ich hier in den Modebetrieb, sozusagen als Exot aus Übersee. Die Leute brauchen hier Abwechslung in ihrer dauernden Langeweile. Aber in Wirklichkeit ist das alles nur Schau. Meine Freunde haben mich beauftragt, hier Geld und Waffen für unseren Kampf gegen die Engländer zu akquirieren. Und die Franzosen sind, wenn sie England hören, immer sehr großzügig. Als Geschäftsmann sage ich Ihnen aber: Nehmen Sie nur Bares. Schuldscheine französischer Bankiers sind oftmals nicht das Papier wert, auf dem Zahlen geschrieben sind. Pardon, dass ich Ihnen dies sagen muss.“

Mozart ernüchtert: „Dann macht es wohl keinen Sinn, hier noch lange zu verweilen.“

Franklin: „Wenn ich Ihnen einen guten Rat für Ihre Zukunft mitgeben darf. Entweder gehen Sie nach England, das heißt konkret London. Dort gibt es eine Menge Leute, die aus dem Handel über die Meere über echtes Kapital verfügen. Die können Sie unterhalten. Hier in Frankreich ist alles auf Sand gebaut. Oder machen Sie es wie ich. Über meine Verlage habe ich Bildungsabonnements für viele Disziplinen verkauft. Kommen Sie mit mir nach Amerika und schreiben Sie eine Klavierschule. Ich Sorge für ihre Verbreitung und zahle Sie gut. Geben Sie auch an einer unserer neu gegründeten Universitäten Kompositionsunterricht. Ich kann Ihnen da gerne eine wegweisende Empfehlung ausstellen, etwa für Harvard oder Yale, da bin ich im Universitätsrat. Aber bitte, das ist alles Ihre Entscheidung. Irgendwann kommt der Mantel der eigenen Geschichte, den Sie selbst anpacken müssen.“

Etwas verblüfft steht der junge Mozart vor dem amerikanischen Selfmademann. Da kommt der Gastgeber Duc de Chabot auf die beiden zu: „Meine Herren, die Gäste warten schon gespannt auf Sie. Meister Mozart, das Pianoforte erwartet Sie, und viele Gäste

lechzen nach Ihrer zuletzt im Hause Ihres Gönners Reichsgraf Sickingen vorgetragene Phantasie. Sie, Sir Franklin, bitte ich zur Tafel an meiner Seite.“

Von hier aus gehen die Wege der beiden wieder auseinander. Mozart lässt sich unbeeindruckt von seinen Pariser Erlebnissen wenig später im Wien Josef II. nieder, der Hauptstadt des seinem baldigen Ende zugehenden Alten Reiches. Dort kommt er zu Ehren, doch nicht zu Geld.

Verlassen wir an dieser Stelle die Lebensgeschichte Mozarts, die bestens dazu dient, den großen historischen Teppich auszurollen und auf ganz neue und methodisch erweiterte Bezugsrahmen verweist, die geschichtliches Handeln deuten und erklären können. Das Anzapfen der globalen Ressourcen in großem Stil und sein Einsatz in den gesellschaftlichen Machtausinandersetzungen ist eine gänzlich neue Herausforderung, der sich der nunmehr doch traditionsreiche und fest strukturierte Reichsverband gegenüberstellt. Für unser Thema weist das ausgehende 18. Jahrhundert auf einen Zeitabschnitt, in dem der Sprengstoff für gewaltige zukünftige Veränderungen gelegt wird.

### **Der geheime Briefwechsel Kaiser Josef II. mit König Friedrich II. von Preußen**

Im von Industrialisierung, Welthandel und Kapitalismus fast unberührten Wien, der Schaltzentrale des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, hatte man damals ganz andere Sorgen.

Während Captain Cook auf seinen See-Expeditionen der englischen Krone die halbe Welt zu Füßen legte, kreisten die Überlegungen in aufgeklärten Machtzirkeln von Wien darum, wie eine Befreiung des Staates aus der engen Umklammerung durch die katholische Kirche erreicht werden kann. Diese Herkulesaufgabe hatte der große Herausforderer Österreichs, Friedrich II., in seinem protestantischen Preußen gar nicht zu lösen, ein, wie ich meine, unschätzbare Vorteil.

Kaiser Josef II. – ständig misstrauisch beäugt von seiner Mutter Maria Theresia als Mitregentin und von dem mächtigen Staatskanzler von Kaunitz, der zwischen den beiden geschickt hin und her lavierte und sich so vollständig unentbehrlich machte, in Schach gehalten – setzte sich dann schließlich einige Jahre nach Ende des Siebenjährigen Krieges, der mit dem Frieden von Hubertusburg 1763 endgültig den Status quo – also die Zugehörigkeit Schlesiens zu Preußen –

besiegelte, durch. Ein Treffen mit dem großen Gegenspieler König Friedrich von Preußen wurde vereinbart, und die Majestäten trafen sich zu einem historischen Treffen Ende August 1769 auf dem Schloss zu Neißë. Für Friedrich war dies ein diplomatischer Volltreffer, ging doch von diesem harmonischen Treffen, das erklärtermaßen zu einer Wiederannäherung der beiden hart verfeindeten Mächte führen sollte, die eindeutige Botschaft aus, dass der König von Preußen in den Kreis der maßgeblichen Herrscher Europas aufgerückt war. Der politische Dualismus, der im späteren national gesinnten Deutschland auch die Entscheidung nach der Führungsmacht unausweichlich machte, konnte – so weitsichtige Betrachter – zwar auf Dauer nicht ausgeblendet werden, aber man konnte auf Zeit spielen. Die Gesprächsatmosphäre auf Schloss Neißë, so würde es ein Diplomat heute ausdrücken, war „freundschaftlich, sachorientiert und

sehr konstruktiv“. Doch beide Majestäten, die sich aufgrund vieler Parallelen in ihrem Leben auf Anhieb persönlich gut verstanden, mussten sich aus Rücksicht auf die vielen präsenten „Hofschrannen“ mit ihren Äußerungen zurückhalten, vereinbarten aber über ihre persönlichen Vertrauten einen gegenseitigen persönlichen Briefaustausch, der dann aber zunächst in Vergessenheit geriet. Denn mit dem bayerischen Erbfolgekrieg 1778/79 wurde wieder viel politisches Porzellan „zerdeppert“.

Doch kurz nach dem Bündnis der drei schwarzen Adler, Österreich, Russland und Preußen, im Jahr 1781 taucht im Potsdamer Schloss der österreichische Gesandte auf und übergibt dem fast 70-jährigen Friedrich eine persönliche Botschaft von Kaiser Josef II., der gerade erst 40 Jahre alt geworden war. Der preußische Monarch, inzwischen sehr deutlich vom Raubbau mit seiner Gesundheit gekennzeichnet, aber noch

Adolph von Menzel (1815–1905): Begegnung Friedrichs des Großen mit Kaiser Joseph II. in Neißë im Jahre 1769.



immer hellwach und wissbegierig, lässt den Brief sofort öffnen und zieht sich in sein Privatatelier zurück:

Josef schreibt: „Verehrte Königliche Hoheit, als der von uns beiden jüngere möchte ich die von uns beiden doch so herbeigesehnte und weit zurückliegend vereinbarte persönliche Korrespondenz eröffnen und Ihnen meine besten Grüße entsenden. Sire, gestatten Sie mir, dass ich zum Kreis Ihrer Bewunderer gehöre. In ihrem Handeln und ihren Taten, vor allem ihren militärischen, werde ich Sie nie mehr erreichen können. Dazu haben sich die Zeitumstände einfach geändert. Wie ich aus Paris von meiner geliebten Schwester Marie Antoinette erfahren habe, haben sich England, Frankreich und die neuen Vereinigten Staaten von America darauf verständigt, die Unabhängigkeit der 13 ehemaligen englischen Kolonien vertraglich anzuerkennen. Ich bin in diesen Dingen gar nicht bewandert und kann eine Abschätzung der Lage gar nicht vornehmen. Aber das spüre ich: Es bleibt nicht ohne Auswirkungen auf unser gemeinsames Anliegen, die uns seit Jahrhunderten einende Klammer, den Reichsverband, zu erhalten. Mich überkommen diesbezüglich immer größere Zweifel. Es ist mir in meiner Erziehung, über die ich gar nicht klagen möchte, immer an erster Stelle wie ein römisches Dogma eingegeben worden, dass der Kaiser als Garant der Reichsverfassung und als Beschützer der Reichsstände wie der Reichskirche zu dienen habe. Ich fühle, dass in diesen bewegten Zeiten mein Herrscheramt als Kaiser des Römischen Reiches Deutscher Nation Österreich mehr Nachteile als Vorteile bringt. Es ist zu einer Bürde geworden. In Österreich liegt viel im Argen, weil Habsburg in den letzten Jahrhunderten im Reich zu viel gefordert war. Will Österreich als starkes und geachtetes Land überleben, muss es sich aus der überall spürbaren Umklammerung durch die römische Kirche befreien, die unsägliche und willkürliche Besteuerung der Bauern aufheben und endlich unseren ausufernden Bedienstetenapparat zurückschneiden. Ich fürchte nur, es könnte zu spät sein. Seit sechzehn Jahren bin ich nun Kaiser, aber um die Belange des Hauses Österreich darf ich mich erst seit dem Tod meiner verehrten Mutter Maria Theresia kümmern. Sie war eine starke Frau, für meinen Geschmack persönlich fast übermächtig. Aber in ihrem Inneren war sie durch den frühen Tod meines Vaters doch zu stark auf das Bewahren und die Rückschau ausgerichtet. Sie hat den beharrenden Kräften, die mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft schauen, zu breiten

Raum gelassen. Wenn ich aus den Berichten unserer Gesandten aus London erfahre, dass die Engländer inzwischen alle Weltmeere befahren, überall Handelsstation eröffnen, jeden Tag zahlreiche Schiffe beladen mit uns bisher nicht bekannten Waren in England festmachen, das Manufakturwesen durch industrielle Arbeit abgelöst wird und sich die englischen Aristokraten als Pfeffersäcke gerieren, so scheinen Kräfte am Werke zu sein, deren Einwirkung auf unser Reich, unsere Geschichte irgendwann und irgendwo sich zeigen werden. Da bin ich mir sicher, aber ich kann ihnen die Zeit nicht nennen.

In spannender Erwartung ihrer Antwort grüße ich Sie ganz herzlich und ergebenst.

Josef, erster Diener und Kaiser  
des Römischen Reiches Deutscher Nation“

Es ist noch früh am Morgen. Für Friedrich stehen heute lediglich Routineangelegenheiten auf der Tagesordnung, und so bittet er den österreichischen Gesandten, es sich im Neuen Schloss bequem zu machen, und diktiert seinem Sekretär postwendend folgenden Text in die Feder:

„Potsdam, den 5. Juli 1781.

Hochverehrte Kaiserliche Hoheit.

Heute habe ich ihren offenen und mich persönlich sehr berührenden Brief erhalten, den ich Ihnen auch umgehend beantworten und – Sie gestatten – auch mit eigenen Ansichten versehen möchte.

In Ihrer Beurteilung der Lage unseres Reiches stimme ich Ihnen vollkommen zu, ja ich sehe diese zweifellos ehrwürdige Institution auf tönernen Füßen. Es ist inzwischen zu einem Schutz- und Trutzbündnis der Schwachen verkommen. Ich habe Ihnen, Majestät, bei unserem Treffen in Neißة klar gesagt – und dies meine ich auch so – dass mich Reichsangelegenheiten herzlich wenig kümmern. Meine vornehmste Aufgabe als König von Preußen und Reichsfürst besteht unverändert darin, den Wohlstand und das Wohlergehen meiner Untertanen nach allen Kräften zu fördern. Nach den großen Verwüstungen der drei Kriege um Schlesien und dem Verlust des ganzen Staatsschatzes, ja in Abhängigkeit vom englischen Kapital und im Ausland verschuldet, ist es meine vornehmste und zugleich dringendste Aufgabe, die Landwirtschaft und das Manufakturwesen zu entwickeln und in die Dienste Preußens zu stellen. Wie Sie sehe ich die Herausforderungen des Staates nicht mehr allein in der Macht des Militärs begründet, sondern an-

dere Fähigkeiten bekommen erhöhte Bedeutung. Darum muss sich ein Herrscher, ein Aristokrat kümmern. Ich bin im Zweifel, ob das Haus Brandenburg heute noch selbst bei aller Anspannung seiner Kräfte unter den veränderten Umständen in der Lage wäre, seinen ihm zustehenden Platz im Reichsverband zu erkämpfen.

Ich schreibe dies Ihnen, Majestät, nicht aus persönlicher Eifersucht um den richtigen Platz in der Geschichte, den wir ja alle so gerne einnehmen wollen, sondern aus Einsicht und Erfahrung. Die Fortschritte in der Militärtechnik sind zwar mit den Händen zu greifen. Heute kommt es nicht allein auf die ausgeklügelte Strategie, sondern auf den raschen Entschluss, das Überraschungsmoment und die Motivation der Soldaten an. Ich möchte meine Gedanken bewusst so zuspitzen und behaupten, dass das Mirakel des Hauses Brandenburg das Ende der alten Reichsidee hervorgerufen hat. Vielleicht gelingt es dem Hause Habsburg, sich noch rechtzeitig von den nicht mehr funktionierenden Reichsinstitutionen zu lösen und die alte – auch mich faszinierende – Reichsidee neu zu beleben.

Über eine Fortsetzung unseres Gedankenaustausches freue ich mich und grüße Sie ergebenst als Ihr Fredericus Rex.“

### **... und warum die Oberschwaben wissen, wo's lang geht**

Dass viele Persönlichkeiten aus Oberschwaben mit dem Reich und Österreich in der Geschichte eng verbunden waren und so auch wichtige Bezüge hergestellt wurden, werden wir ja noch heute und morgen hören. Und dass diese Bezüge sich in diesen Tagen nicht nur im Skitourismus nach Vorarlberg, im Schließfach von Riezlern im Kleinen Walsertal sowie gelegentlichen Fahrten der Gesellschaft für Heimatpflege nach Wien erschöpfen, zeigt das beherzte Bekenntnis des früheren Landtagsabgeordneten und Altlandrats von Biberach, Dr. Wilfried Steuer, der geschichtsbewusst am 19. Juni 1991 bei der namentlichen Abstimmung im baden-württembergischen Landtag über die neue Bundeshauptstadt des wieder-

vereinigten Deutschland „Bonn oder Berlin“ für Wien gestimmt hatte. Sogar die internationale Presse berichtete ausführlich über die ungewöhnliche Stimmabgabe. War die Stimmabgabe aber so außergewöhnlich? Lassen wir den langjährigen Abgeordneten und Landrat doch selbst zu Wort kommen: „Wir sind in Oberschwaben mit Österreich gut gefahren. In der Zeit der österreichischen Herrschaft sind in Oberschwaben die schönsten Bauten entstanden. Wien als Hauptstadt hatte vor allem auch den Vorteil, von Oberschwaben sehr weit entfernt zu sein.“

Was also liegt näher, als ein Vortrags- und Gesprächsforum zum Thema „Oberschwaben, Österreich und das Reich“ hier im geschichtsbewussten Herzen Oberschwabens abzuhalten.

Ihnen wünsche ich vielfältige und gehaltvolle Erfahrungen mit unserer Geschichte, und danke für Ihre Geduld, mir zugehört zu haben!

### **Literatur**

Leonhart Dorothea, Mozart, Diogenes Verlag, Zürich, 1996 u. 2004. Ein unbedingtes Muss für alle, die den wirklichen Mozart kennenlernen wollen.

Zu den Aussagen Franklins insbesondere: Paul Johnson, A History of the American People, vollständig überarbeitete Ausgabe, Harper, USA, 1998, hier insbesondere S. 130 ff.

Ebenso: Kindleberger Charles P. Manias, Panics and Crashes – A History of Financial Crises, Macmillan Press, 1996.

Ebenso: Hacker Louis M. The Triumph of American Capitalism, Simon and Schuster, New York, 1940, hier insbesondere: Part 1, S. 31 ff.

Eine hervorragende Quelle für diesen fiktiven Briefwechsel ist: Peter Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia 1765 bis 1790, in: Die Kaiser der Neuzeit 1519 bis 1918, Hrsg. Anton Schindling und Walter Ziegler Beck, München 1990, S. 249–276.

Ebenso kann wärmstens empfohlen werden: Kunisch Johannes, Friedrich der Große, Der König und seine Zeit, Beck, München, 2. Auflage, 2004.

### **Bildnachweis**

S. 5 Aus: Benjamin Franklin, Biographie von Edmund S. Morgan. Verlag C. H. Beck; Mozart, Biographie von Dorothea Leonhart. Diogenes.

S. 8 Aus: Friedrich der Große von Johannes Kunisch. Verlag C. H. Beck.